



ANTONIA MICHAELIS

Mr. Widows  
Katzenverleih

Roman



KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:**

**www.knaur.de**

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind nach ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter Angabe des Titels

»Mr. Widows Katzenverleih« an: [frauen@droemer-knaur.de](mailto:frauen@droemer-knaur.de)



Originalausgabe Oktober 2017

© 2017 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Martina Vogl

Covergestaltung: Sabine Kwauka

Coverabbildungen: shutterstock / AKaiser; shutterstock /

Krasovski Dmitri / Paladin 12

Illustrationen im Innenteil: Hein-Nouwens / shutterstock.com

Satz: Sandra Hacke

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-65430-9

2 4 5 3 1

*Für  
die Katzen meines Lebens:*

*den Kater Murr, der meine Babyzeit begleitete und immer dann essen wollte, wenn ich gefüttert wurde (alle vier Stunden), weshalb er vermutlich der dickste Kater der Welt war,*

*die Katze Mauzi, die emanzipiert nachts die Kater verprügelte,*

*Micki, der sich am Teppichboden ständig elektrisch auflud und beim Streicheln im Dunkeln, wenn er auf meinem Bett schlief, knisterte und Funken sprühte,*

*Pfaff, der schnurren konnte wie die gleichnamige Nähmaschine,*

*Moritz, den ich als Minikätzchen an einem Waldparkplatz fand und bei zwanzig Grad minus einfing, woraufhin er sich hinter der Abdeckung des Autoradios verkroch (die Leute, die auf dem Parkplatz hielten und die ich bat, mir zu helfen, dachten alle, ich wollte sie überfallen – wer glaubt schon den Satz: »Können Sie mir helfen, ich habe eine Katze im Radio?«), und den ich dann vierzehn Stunden im Zug zu meinen Eltern transportierte, woraufhin die gesamte Deutsche Bahn einen Allergieanfall bekam,*

*Max, der in jüngeren Jahren aussah wie eine Kegelrobbe (weniger Robbe, mehr Kegel),*



*Ginger, die mich in Indien besaß und die lieber Hundefutter fraß (was exakt das Gleiche war wie Katzenfutter: Reis vom Vortag, nur eben im Hundenapf),*

*die winzige Katze Cat, der ich in Ghana diene,*

*den Piratenkater, den wir mit der Ruine übernahmen, die heute unser Haus ist,*

*den Kater Zopf, der dauernd davor bewahrt werden musste, in die heiße Bratpfanne auf dem Herd zu springen,*

*Krümel, die im Zimmer unserer Tochter ihre Jungen zur Welt brachte und später auf geheimnisvolle Weise verschwand,*

*Weißchen, die sozialste Katze der Welt, die zu unserem Baby raste, sobald es weinte, um es zu trösten (und die einen tragischen Tod fand, als sie ihren überfahrenen Neffen Keks auf der vielbefahrenen Straße wiederzubeleben versuchte),*

*Saba, die nach Berlin ausgewandert wurde und sich heute damit beschäftigt, verloren zu gehen und von ihren Menschen bei der Polizei oder beim Fundbüro abgeholt zu werden,*

*Schneewittchen, der Gurken frisst und bei dessen Geburt Alva sich sicher war, er wäre ein Mädchen, und seine Gattin Zwerg, der er am Futternapf immer den Vortritt lässt.*

# 0



STELLEN SIE SICH einen Winterabend vor. Einen Winterabend in einer Großstadt.«

Er sah mich an, als prüfte er, was ich mir vorstellte, als könnte er es durch meine Augen sehen. »Drinnein ein Kaminfeuer. Behaglichkeit. Ein altes Haus, in dem die Balken knarzen und die Mäuse unter den Dielen umherhuschen. Nein, streichen Sie die Mäuse wieder. Natürlich gab es keine Mäuse. Da waren zu viele Katzen. Ein Haus voller Katzen. Katzen auf jedem Treppenabsatz, jedem Sessel, man tritt leicht auf sie oder setzt sich auf eine, stellen Sie sich das vor. Und dann draußen dieser Abend: unwirtlich, unfreundlich, ungemütlich, alle Arten von *un*. Eisregen. Scharfe Böen, die um Hausecken fegen und Müll und Unrat mit sich tragen. Autos mit überfrorenen Scheiben. Kein Abend, an dem man hinausgeht, vor allem nicht in einer Stadt wie jener. Ein Abend voller heulender Schatten und Geister, ein Dickens-Abend. Irgendwann Anfang Januar, also keine Hoffnung auf Adventsstimmung in den Straßen. Nur noch Fetzen von alter Dekoration im Wind, trostlos. Werfen Sie noch ein wenig Hagel mit in den Topf, dann haben Sie ungefähr das Bild.«

»Danke«, sagte ich und sah sehnsüchtig zu dem leider sehr kleinen Ofen hinüber. »Ich habe es. Sehr anheimelnd.«

Er lachte. »Sie frieren ja! Sie zittern! Gut. Und nun stellen Sie sich einen Hinterhof vor. Irgendwo in der Stadt. Großstadt, sagte ich das schon? Die schlechte Sorte. Da ist eine Art Durchgang zur Straße, zwischen den Häusern, und durch diesen Durchgang kommt eine Gestalt. Beim Näherkommen sehen wir, dass es ein alter Herr ist, der sich schwer

auf einen Stock stützt: ein schöner Spazierstock, aufwendig mit Schnitzereien verziert, aber in diesem Moment mehr ein Gehstock, eine Krücke. Der alte Herr hat ein steifes Bein, er zieht es hinter sich her wie einen Fremdkörper, mehr noch wie ein Gewicht an einer Kette. Das ist natürlich wieder sehr dickens, das steife Bein. Aber so ist es nun einmal, das ist die Situation, die wir haben. Als der Bewegungsmelder den alten Herrn und sein steifes Bein erfasst, fällt der fahle Schein einer alten Lampe auf den alten Herrn. Er kämpft sich Schritt für Schritt vorwärts, halb geduckt, stemmt sich gegen die stärker werdenden Böen, die den Abend zerreißen, und versucht, mit einem Arm sein Jackett zuzuhalten, dessen Knöpfe er nicht geschlossen hat: ein schwarzes Jackett, oder eine Anzugjacke, sehr klassisch. Darunter trägt er ein weißes Hemd und eine altmodische kastanienbraune Seidenweste mit einem Muster aus kleinen goldenen Lilien. Eine weitere Bö reißt das Einstecktuch aus der Westentasche, blütenweiß segelt es durch die Luft und wird vom Wind die Straße entlang entführt, reiht sich in den Tanz der Papiere und Plastiktüten, Blätter und Äste.

Der alte Herr hält kurz inne, hebt den Kopf mit dem silbergrauen Haar, kneift die Augen hinter seiner randlosen Brille zusammen und lauscht.

Da ist ein Geräusch im beginnenden Sturm, ein feines, zartes, klägliches Geräusch: das Miauen winziger, neugeborener Katzen. Es ist kaum auszumachen jetzt, zuvor war es lauter. Als der Wind noch nicht so stark war. Als die Kätzchen noch mehr Kraft hatten, um zu rufen.

Es war so stark oder die Ohren des alten Herrn so fein, dass er es vom Fenster im ersten Stock aus gehört hat, zwei Häuser weiter.

Der alte Herr findet das Geräusch wieder und folgt ihm unbeirrt durch den Hof, und dann sieht er, woher es kommt:

aus einer der drei großen metallenen Mülltonnen. Diese Mülltonnen, Sie wissen schon, deren Deckel man mit Mühe aufschieben und nur mit einem ohrenbetäubenden Knall wieder schließen kann: archaische Relikte einer längst vergangenen Abfallkultur, in der die Leute offenbar vor allem große Möbel und kleinere Dinosaurier wegwarfen, so dass man riesige Tonnen brauchte.

Jetzt steht der alte Herr vor der Tonne, aus der das Rufen der Kätzchen dringt.

Er hebt den Spazierstock und hakt ihn zwischen Tonne und Deckel, um Letzteren aufzuhebeln. Ohne Stock ist der Deckel zu schwer für den alten Herrn.

Ungefähr in diesem Moment setzt der Hagel ein, den ich eingangs erwähnte. Sehr grobkörniger, sehr unangenehmer Hagel. Irgendwo in einem behaglichen Zimmer knistert ein Kaminfeuer, aber das Zimmer scheint in diesem Moment sehr weit weg.«

Er hielt inne und trank einen Schluck Tee. Das Café, in dem wir saßen, hatte sehr guten Tee. Es war die Sorte Café, in dem sich Reisende treffen, Weltreisende oder Kontinentalreisende, Langstreckenreisende, die sich aufwärmen müssen in der Gesellschaft anderer Reisender. Gewöhnlich sind die Reisenden jung. Etwas abgerissen. Selten sind es alte Herren mit Westen. Das Café lag in den Bergen von Darjeeling, nahe einer Wanderstrecke für Trekkingfans, man konnte in den Hinterräumen ein Bett für die Nacht mieten; und ich schlief in diesen Tagen, der Kälte und des Ungeziefers wegen, meistens in meinen Kleidern.

»Sie haben ja ganz blaue Lippen, nur vom Zuhören!«, sagte der ältere Herr. »Wollen Sie meine Geschichte immer noch hören? Den Grund dafür, dass ich hier bin?«

»Natürlich«, sagte ich. Vielleicht sagte ich es nur, weil ich den Tag totschlagen musste, diesen Regentag, diesen Nebeltag, an dem man nicht einmal die angeblich so erstaunlich



grünen Teeplantagen sah, in deren Mitte der schlammige kleine Ort lag.

»Übrigens ziehe ich Earl Grey sowieso vor«, sagte der ältere Herr, als hätte er meine Gedanken gelesen. »Aber wenn Sie die Geschichte wirklich hören wollen, dann erzählen wir besser durch die Augen von jemand anderem.« Er streichelte nachdenklich den Knauf seines Spazierstocks. »Wir wechseln die Perspektive. Denn Sie sind jung, und ich bin alt, und wie soll ich Sie dies alles durch meine Augen erleben lassen? Wechseln wir die Perspektive, junge Frau. Bleiben wir nur noch kurz, ganz kurz, bei dem alten Herrn ...

Er öffnete die Mülltonne, und ein Stück Licht von der Hoflampe fiel hinein.

Möglicherweise würde man es nie wieder herausfischen können.

Das Licht fiel auf einen ganzen Wurf junger Kätzchen, fünf oder sechs an der Zahl. Sie reckten ihre winzigen rosa Nasen hungrig und zitternd in die Luft und schrien und klagten der Welt ihr Leid. ›Wer‹, flüsterte der alte Herr, ›wirft denn neugeborene Katzen weg?‹

Aber er wusste, dass es vorkam, immer wieder.

Er beugte sich noch ein wenig weiter über die Tonne, um hineingreifen zu können. Und da sah er, dass noch jemand in der Tonne saß. Besser gesagt: Die kleinen Katzen saßen *auf* diesem Jemand. Auf seinem Schoß. Nein. Ihrem Schoß.

Es war eine gepflegte junge Frau mit kurzem schwarzem Haar, kleinen hellblauen Perlenohrringen und dunkel getuschten Wimpern. Jetzt sah sie zu dem alten Herrn empor und blinzelte ins Licht. ›Guten Tag‹, sagte der alte Herr und streckte die Hand aus. ›Widow mein Name. Archibald Widow.‹

Die junge Frau schüttelte seine Hand vorsichtig, als könnte sie bei einer zu heftigen Berührung zu Staub zerfallen, weil er schon so alt war.

›Sie werden erfrieren‹, sagte die junge Frau.

›Ich?‹

›Nein, die Katzen.‹ Sie wies auf die winzigen Wesen in ihrem Schoß. ›Erfrieren oder verhungern. Es ist schrecklich.‹

›Sind Sie ... wegen der Katzen ... in der Tonne?‹

Die junge Frau schüttelte den Kopf. ›Das war Zufall. Wir haben uns hier getroffen. Ich bin in die Tonne gestiegen, weil es hier windstill ist. Wärmer als draußen, wenn Sie verstehen.‹

Mr. Widow sah jetzt, dass neben ihr in der Tonne ein kleiner gelber Koffer auf den Zeitungen, zerknüllten Zetteln, kaputten Glühbirnen und Bananenschalen lag. Die Frau bemerkte seinen Blick.

›Mein Gepäck‹, sagte sie erklärend.

›Sie haben ... Gepäck mit in diese Mülltonne genommen?‹, erkundigte sich Mr. Widow.

Die junge Frau zuckte die Schultern. ›Ich hatte es bei mir. Aber die Kätzchen ...‹

›Sie werden weder erfrieren noch verhungern‹, sagte Mr. Widow. ›Seien Sie unbesorgt. Ich bin wegen der Kätzchen hier. Um sie zu holen. In meinem Haus gibt es so viele Katzen, da machen ein paar mehr auch nichts mehr aus. Man könnte sagen: Ich sammle sie. Wenn Sie so freundlich wären, sie mir zu reichen?‹

Die junge Frau nickte und gab Mr. Widow Katze um Katze, die er in den Taschen seines schwarzen Jacketts versteckte. Sie hatten aufgehört zu klagen – als wüssten sie genau, dass ihnen jetzt nichts Schlimmes mehr geschehen konnte und Dinge wie Wärme und Milch nicht mehr lange auf sich warten lassen würden.

›Und Sie?‹, fragte Mr. Widow. ›Bleiben Sie in der Tonne?‹

›Nun, ich ... ich habe ehrlich gesagt im Moment keinen Platz zum Schlafen.‹

›Sie werden auch erfrieren‹, sagte Mr. Widow und streckte die Hand noch einmal in die Tonne. ›Kommen Sie. Sie können bei mir übernachten.‹

›Sind Sie sicher?‹

›Nicht ganz‹, sagte Mr. Widow ehrlich. ›Möglicherweise träume ich nur. Ich finde sonst selten junge Frauen in Mülltonnen. Aber falls Sie echt sind, sollten Sie wirklich jetzt aussteigen. Ich habe ein Gästezimmer, es ist warm dort, und ich werde Sie nicht nachts überfallen, denn ich bin über achtzig Jahre alt und zu bequem für Überfälle.‹

›Danke, ich ... ich weiß nicht, ob ich das annehmen kann ...‹

Aber sie stand bereits neben ihm, zitternd, blaulippig. Ihr Mantel war viel zu dünn für einen so kalten Abend, und ihre Beine steckten in einem kaum vorhandenen Hauch von Strumpfhosen unter einem kurzen Rock. ›Könnten Sie meinen Arm nehmen?‹, fragte Mr. Widow. ›Das Bein macht es nicht mehr, und es ist recht unbequem mit dem Stock.‹

›Natürlich.‹

Wir sehen die beiden zurückhumpeln, durch den Durchgang zur Straße, den Hinterhof und die Mülltonnen verlassen. Der Wind zerzaust ihre Kleider, ihr Haar, ihre Worte.

›Wie heißen Sie?‹, hören wir den alten Herrn noch fragen, ehe sie um die Ecke biegen.

Die junge Frau zögert. Als wäre sie sich nicht ganz im Klaren über ihren Namen.

›Nancy‹, sagt sie schließlich.‹

›Und hier ist also die Person, durch deren Augen wir ab jetzt die Geschichte erleben?‹, fragte ich.

›Richtig, hier ist sie‹, sagte Mr. Widow mit einem leisen Lächeln und schnippte ein Katzenhaar von seinem Ärmelaufschlag. ›Und hier ist der erste Satz der eigentlichen Geschichte: *Nancy wusste nicht, ob es richtig war, mitzugehen.*‹

# 1



NANCY WUSSTE NICHT, ob es richtig war, mitzugehen.

Womöglich wäre es besser gewesen, in der Tonne sitzen zu bleiben und den Morgen abzuwarten, womöglich lieferte sie sich gerade einem Psychopathen aus, der nachts Mülltonnen nach Katzen und Frauen durchsuchte. Aber es war zu kalt, um darüber lange nachzudenken.

Sie hatte sich kurzzeitig gefragt, ob sie erfrieren würde. Wie das wäre.

Irgendwo hatte sie gelesen, dass einem ganz am Ende wieder warm wurde, durch einen Fehler in der Informationsübertragung, irgendwas mit den Nervenenden.

Es wäre womöglich in Ordnung gewesen.

An diesem Tag hatte ihr Leben ohnehin seine Bedeutung verloren. Nach dem, was geschehen war, war sie nach Hause gegangen, hatte ihre Hände gewaschen, geschrubbt eher, sich um ihr Haar gekümmert, sich umgezogen und ihren Koffer gepackt. Aber es hatte sich angefühlt, als packe sie den Koffer für eine sehr endgültige, letzte Reise. Oder für einen hübschen kleinen Sarg auf einem der eiskalten Stadtfriedhöfe, wo ordentlich aufgeräumte Leichen unter Tannengestecken und Plastikblumen vor sich hin faulten.

*Sie werden dich finden. Bestimmt. Egal, wie weit du wegläufst.*

Ja, ihr Leben war beendet.

Aber als der alte Herr in der goldgemusterten Weste die Tonne geöffnet hatte, hatte sie begriffen, dass ein neues begann.

Nancy war kein so schlechter Name.

Nancy ... Müller. Warum nicht. Nancy Müller, Weltreisende, achtundzwanzig Jahre und sieben Monate alt, im Besitz von einem Koffer, drei Kilo Kleidern, die sie nie mehr tragen würde, und keinem Cent. Das Alter und die Besitzbeschreibung stimmten.

Die Böen fegten jetzt Hände voll scharfer Hagelkörner über den dunklen Gehsteig, und Nancy war dem alten Herrn, den sie untergehakt hatte, so nahe, dass sie ihn roch. Es war kein unangenehmer Geruch: eine Mischung aus Pfefferminz, Bergamotte, Sahnebonbons und Kaminfeuer, oder möglicherweise entsprangen diese Assoziationen ihrem Wunschdenken.

Die Katzen in Mr. Widows Taschen waren jetzt ganz still. Sie atmeten denselben Duft ein, dachte Nancy. Sie wussten, dass sie gerettet wurden. Nancy hatte ihnen nicht helfen können, hatte nur den Windschutz der Mülltonne mit ihnen geteilt, aber dieser alte Herr konnte helfen. Er war ein Heiliger der Januarnacht, und am liebsten hätte Nancy sich ebenfalls klein gemacht und wäre in seine Tasche gekrochen.

Gleichzeitig fühlte er sich neben ihr so zerbrechlich an, so unstet auf den Beinen, dass sie Angst hatte, er könnte fallen und wie Glas in tausend Stücke zerspringen, sobald sie seinen Arm losließ. Sie war sich unsicher, wer wen beschützte, sie ihn oder er sie, aber auf den wenigen Metern vom Eingang des Hofes bis zu Mr. Widows Haus bildeten sie eine seltsame Einheit.

Mr. Widows Haus.

Da stand es, sich in den nicht ganz dunklen Großstadthimmel erhebend.

Sie hatten an der Gartenpforte haltgemacht, die Mr. Widow jetzt öffnete, und einen Moment sah Nancy es nur an.

Ein Haus mit einer Gartenpforte, mitten in der Stadt! Der Gartenweg dahinter war nicht länger als zwei Meter, aber immerhin. Im Sommer blühten hier vielleicht bunte Blumen, und an den Sträuchern winkten grüne Blätter in einer sanften Brise. Jetzt zierten nur ein paar rote Hagebutten die winterlich kahlen Äste wie absichtlich darin aufgehängte Glasperlen.

Das Haus besaß zwei Stockwerke, und es war alt. Älter als Mr. Widow. Vielleicht hundert oder zweihundert Jahre – aber Nancy war nicht gut mit solchen Schätzungen. Vielleicht war es auch schon tausend Jahre alt, oder eine Million, vielleicht stand es seit Anbeginn der Zeit hier und wachte über die Nacht.

Sein spitzes Schindeldach ragte stolz in die Höhe, doch als Nancy die Bauten zur Linken und Rechten des Hauses betrachtete, musste sie unwillkürlich über den Stolz des Hauses lächeln. Es war, verglichen mit ihnen, winzig. Links saß der grobe, riesige Klotz eines Bürokomplexes, rechts hing ein drohendes Bauwerk von acht oder neun Stockwerken in der Nacht, die irgendein Firmenname zierte. Die ganze Straße – die ganze Stadt – bestand aus Häusern, die mindestens vier Stockwerke besaßen: alte hässliche Nachkriegsbausünden und neue Bauwerke mit Glasfassaden (genauso hässlich).

Mr. Widows Haus dazwischen war wie eine Erinnerung. Ein Stückchen Nostalgie.

Es war verwunderlich, dass niemand es abgerissen und etwas Größeres, Teureres an seine Stelle gebaut hatte.

»Das liegt daran, dass es uns gehört«, sagte Mr. Widow mit einem zufriedenen Lächeln, und Nancy zuckte zusammen. Offenbar hatte sie laut gedacht.

»Uns?«, fragte sie verwirrt.

»Mir und den Katzen«, antwortete Mr. Widow. »Kommen Sie jetzt. Es wird nicht wärmer hier draußen.«

Er schloss die Pforte mit einem leisen Klicken hinter ihr, und Nancy schluckte. Es war, als schlösse sich das Tor zu einer anderen Welt. Einer Welt aus Vergangenheit, Pfefferminzgeruch und Hemdkragen. Sie wusste nicht, ob sie hineinpasste.

Aber als Mr. Widow auch die Haustür aufschloss und diese zweite Tür hinter Nancy ins Schloss fiel, spürte sie plötzlich nur noch eine große Erleichterung. Sie lehnte sich an die Wand in dem vollgestopften kleinen Vorflur, lehnte einen Augenblick lang zwischen verschiedenen Gehstöcken, Angelhaken, Billardqueues und Mänteln an Haken und atmete tief durch.

Weiter als in eine andere Welt konnte man wirklich nicht weglaufen.

Sie war zum ersten Mal in den letzten acht Stunden – vielleicht zum ersten Mal überhaupt – sicher.

Später würde Nancy denken, dass in Mr. Widows Haus ein ganz eigenes Licht existierte. Es war gelb. Dunkelgelb. Und warm. Es war eine Art Licht, die man auf der Haut fühlen konnte, ein wenig wie Sonne im Sommer an einem Strand. In diesem Licht lagen die Katzen. Sie lagen überall – auf dem Sofa, auf den Sesseln, auf den verschiedenen Tischen und Tischchen, auf den Kommoden, sie badeten in dem Licht und ließen es auf ihrem Fell spielen.

Zuerst dachte Nancy, es ginge vom Kamin aus, wo ein Feuer knisterte, aber das stimmte nicht, denn das Licht war auch dort, wo der Schein des Kamins nicht hinfiel, und schließlich musste sie einsehen, dass es von sich selbst ausging. Es barg ein Geheimnis – wie die Augen der Katzen, die Nancy alle ansahen.

Sie stand in der Tür zu Mr. Widows Wohnzimmer, den dünnen Mantel über dem Arm, auf Socken; ihre nassen Schuhe hatten sie im Flur ausgezogen.

»Sind das ... alles Ihre Katzen?«, fragte sie.

»O nein«, sagte Mister Widow. »Keine davon gehört mir.«

»Aber ...?«

»Sie gehören alle sich selbst. Wir leben nur zusammen.«

»Eine ... große WG«, sagte Nancy und lächelte. Und, als sie Mr. Widows verständnislosen Blick sah: »Wohngemeinschaft.«

Mr. Widow zuckte die Schultern. »Zu meinen Zeiten nannte man es Familie.«

Er ging an Nancy vorbei und füllte die Kätzchen aus seinen Taschen in einen Bastkorb auf dem Sofa um, der mit einer weichen Decke ausgelegt war. »Dann werde ich mal die Milch aufwärmen«, sagte er dann, so als fände er jeden Abend eine Handvoll Kätzchen, und verschwand, um in der Küche mit Geschirr zu klappern.

Nancy setzte sich neben den Bastkorb und begann, die winzigen Kätzchen mit dem Zeigefinger zu streicheln. Es waren acht, acht kleine, hilflose Wesen, die jetzt auf der Decke die Zitzen ihrer Mutter suchten und wenig effektiv begannen, an den Fusseln im Stoff zu saugen. Eines saugte an der Pfote seines Nachbarn.

Dann spürte Nancy etwas Warmes neben sich und sah auf. Und erschrak beinahe. Das Warme war ein riesiger grauer Kater, der sich an sie schmiegte. Aber auch alle anderen Katzen hatten ihre Plätze verlassen und waren zum Sofa herübergekommen, sie saßen auf den Kissen, der Rücken- und Armlehne, auf dem Boden davor und dem Fenstersims dahinter, von wo aus sie durch einen Wald aus Topfpflanzen späten. Es waren dreißig oder vierzig Katzen in allen Farben: schwarz, gold, silber, rot, braun, gelb, weiß ... Beinahe verwunderte es Nancy, dass es keine grünen Katzen gab. Ihre juwelengleichen Augen musterten abwechselnd Nancy und die Kätzchen, und die eine oder an-



dere streckte sich und zeigte ihre Krallen, ein wenig wie ein höflicher Mörder, der ganz nonchalant mit seinem Messer spielt, um seine Macht zu demonstrieren.

Die schönste von ihnen, eine schlanke schwarze, deren Pelz beinahe blau schimmerte, saß ganz oben auf der Lehne und sah auf Nancy herab.

*Du bist ihm also zugelaufen, ja*, sagte ihr Blick. *Du bist keine Katze.*

»Das ist mir aufgefallen«, sagte Nancy. »Ich ... bleibe nicht lang. Nur diese Nacht.«

*Ach ja?*, fragte die Blauschwarze lautlos. *Mir sieht es aus, als würde es dir hier gefallen. Als würdest du dich gerne ... einnisten. Es könnte sein, dass wir etwas dagegen haben.*

Sie sprang von der Sofalehne auf Nancys Schulter, strich schnurrend um ihren Nacken herum zur anderen Schulter, kratzte kurz und wie aus Versehen einmal über Nancys Hals und landete dann auf ihrem Schoß.

Nancy saß stocksteif da. Es war vermutlich lächerlich, aber sie wagte nicht, sich zu rühren.

Die Blauschwarze begann, sich ohne Eile auf Nancys Schoß zu putzen. Dann schoss sie einen weiteren vernichtenden Blick auf Nancy ab.

*Du hast einen Blutfleck auf der Bluse*, bemerkte sie und putzte sich weiter.

*Hast du gejagt?*, fragte eine gelbe Katze zu Nancys Füßen. Keine von ihnen sprach laut, keine von ihnen sprach wirklich. Vermutlich war es nur Nancys müdes, durchgefrorenes Hirn, das sie die Sätze hören ließ.

»Ich ... das war Nasenbluten«, flüsterte sie.

*Sie hat eine Nase gejagt!*, sagte eine kleine, dicke braune Katze. *Hast du sie erlegt?*

*Dummkopf*, sagte die Blauschwarze. *Schwachsinn. Hör mal, du. Du hast auch Blut an deinen Händen.*

Nancy sah ihre Hände an. Sie waren vollkommen sauber.

Dann sah sie an ihrer Bluse hinunter und erinnerte sich, dass sie sich umgezogen hatte. Diese Bluse besaß keinen Fleck. Die andere hatte einen besessen. Aber die andere hatte sie in einen Mülleimer gestopft. Woher wusste die blauschwarze Katze ...?

*Wir wissen alles*, sagte die blauschwarze Katze mit einem unhörbaren Lachen. Dann endlich sprang sie von Nancys Schoß, um um Mr. Widows Beine zu streichen, denn in diesem Moment kam Mr. Widow endlich mit der aufgewärmten Milch wieder.

Er lächelte Nancy zu und streichelte die Blauschwarze flüchtig. »Ich sehe, Sie haben sich schon mit der Königin von Saba angefreundet«, sagte er. »Möchten Sie mir erzählen, warum Sie keinen Platz zum Übernachten haben?«

Er begann, die Kätzchen, eins nach dem anderen, geduldig mit einer kleinen Flasche zu füttern, an der sie gierig saugten. »Ich ... ich mache eine Art Weltreise«, erklärte Nancy. »Das Dumme ist, meine Handtasche mit dem Portemonnaie ist mir gestohlen worden. Heute früh. Sämtliche Karten, der Ausweis, mein letztes Bargeld, das Handy ...« Sie zuckte die Schultern. »Bis ich das alles wiederhabe, kann es dauern.«

»Hm«, sagte Mr. Widow, und sie fragte sich, ob er ihr glaubte. »Ich dachte immer, nur jüngere Leute machen Weltreisen. Leute mit achtzehn. Ehe sie wissen, was sie mit dem Leben tun wollen.«

»Hm«, sagte Nancy.

»Haben Sie Hunger? Da sind noch ein paar Gurkenschnittchen vom Tee. Und da ist auch noch Tee vom Tee. Ein durchaus annehmbarer Earl Grey.«

Daher, dachte Nancy, der Bergamottegeruch. Sie hatte immer gefunden, dass Earl Grey nach Parfüm schmeckte. In diesem Moment war eine Tasse warmes Parfüm das Beste, was sie sich vorstellen konnte.

Eine halbe Stunde später saß sie vor einem Porzellanteller mit Schnittchen und hielt genau solch eine Tasse in der Hand, eine weiße Tasse mit rosa-goldenem Rand.

Der Kamin taut das Eis in ihr, und die Katzen hatten sich zurückgezogen. Selbst die Königin von Saba lag jetzt ruhig an ihrem Platz auf dem Bücherschrank, in der schmalen Ritze zwischen Schrank und Decke. Es war wahrscheinlich unbequem, aber es war unleugbar der höchste Punkt im Raum, der Punkt, von dem aus man auf alle anderen herabsehen konnte.

»Warum ... haben Sie so viele Katzen?«, fragte sie vorsichtig.

»Wie gesagt, ich habe sie nicht«, entgegnete Mr. Widow aufgeräumt und warf einen stolzen Blick zu den satten, schlafenden Kätzchen im Korb hinüber. »Ich finde sie manchmal, aber ich habe sie nicht. Wenn Sie es genau wissen wollen ... ich verleihe.«

Er verschränkte die Arme vor seiner goldbewesteten Brust, als hätte er nun alles sehr zufriedenstellend erklärt.

»Sie ... verleihen?«

»Ja. Die Katzen.« Er runzelte die Stirn und sah sie an. »Haben Sie noch nie von einem Katzenverleih gehört?«

»Ich ... Nein. Ehrlich gesagt nicht.«

»Nun, das liegt daran«, sagte Mr. Widow hochzufrieden, »dass es bis auf meinen keinen gibt. Dies ist die erste und einzige Katzenvermietung Deutschlands. Auch wenn sie von einem komischen alten Engländer geführt wird.« Er lachte ein warmes, gelbes, leicht zerknittertes Lachen. »Haben Sie das Schild an der Tür nicht gesehen? *Mr. Widows Katzenverleih?*

Ich vermiete die Katzen tage- und stundenweise. Manchmal für länger. So viele Leute in dieser Stadt hätten gern eine Katze und können keine haben! Und eine Menge Leute ...« – er senkte seine Stimme zu einem verschwörerischen

Flüstern – »... brauchen eine Katze, ohne es zu wissen. Ich meine, ich zwinge natürlich keine Katze dazu, mit irgendwem mitzugehen. Die Katzen suchen sich das selber aus, wenn der Entleiher zum ersten Mal herkommt. Katzen kann man sowieso zu nichts zwingen.« Er trank einen Schluck Tee und sah noch immer sehr zufrieden mit sich aus. Aber dann bewölkte sich seine Stirn. »Eigentlich liefere ich auch Katzen frei Haus. Aber in letzter Zeit fällt es mir ein bisschen schwer, alles alleine hinzubekommen. Mit dem Bein und allem. Niemand wird wirklich jünger. Ich ...« Er unterbrach sich. »Sehen Sie sich das an. Sie tut es schon wieder.«

Nancy folgte seinem Blick. Eine große Katze mit karame'llfarbenen Streifen hatte sich in den Bastkorb gelegt, auf die Kätzchen. Allerdings sehr behutsam und so, dass alle acht Köp'fchen unter ihrem weichen weißen Bauchfell hervorlugten.

»Das ist die Tibbytigerin«, erklärte Mr. Widow. »Sie hat auf einem Bauernhof gewohnt, ehe sie in die Stadt kam. Lange Geschichte. Hühner, Enten, Gänse ... Die Umstellung auf Autos, Lärm und Abgase ist ihr mental nicht bekommen.« Er seufzte. »Na ja, immerhin hält sie die Kleinen warm. War bei den letzten, die ich gefunden habe, auch so.«

»Aber ... was tut sie da?«, fragte Nancy.

»Sie brü'tet«, sagte Mr. Widow.

Nachts wachte Nancy auf und wusste nicht, wo sie sich befand.

Sie tastete nach dem gewohnten Körper neben sich, doch da war nichts. Nicht einmal Platz. Da war nur die Wand und eine rauhe, ungewohnte Tapete.

Sie lag einen Moment ganz still und sah an die Decke, an der ein Muster aus Ästen und wenigen Blättern spielte wie

ein Musikstück. Das Licht, das die Schatten an die Decke malte, war das eines fahlen Mondes, und sie setzte sich auf und fand sich in einem sehr kleinen Raum wieder. Bis auf das Bett befanden sich darin ein Stuhl, eine von der Wand klappbare Schreibtischplatte und ein schmaler, hoher altmodischer Schrank aus dunklem Holz. Zwischen Bett und Fenster war nicht mehr als ein Meter Platz. Eine Tür, die schmaler war als die eigentliche Zimmertür, führte hinüber in ein ebenso winziges Bad; sie erinnerte sich jetzt, das Ganze war eine Art Einliegerwohnung, im wahrsten Sinne des Wortes, denn der Einlieger konnte nicht viel darin tun als das, was sie gerade tat: liegen.

Die Erinnerung an die Katzen, Mr. Widow und die Mülltonne rieselte in umgekehrter chronologischer Reihenfolge zu ihr zurück, wie Sand, den man zuvor fortgeschoben hat. Danach kam die Erinnerung an das, was früher am Tag geschehen war, und sie schloss die Augen. Aber es nützt nichts, die Augen zu schließen vor einer Erinnerung.

Sie dachte an Kai. An seine Hände auf ihrer Haut. An seine Lippen. An die ganze verdammte Vergangenheit.

Auch er lag irgendwo allein.

Sie stand auf und tappte zum Fenster, das nach hinten hinaussah, zu Mr. Widows Garten. Der Garten war ebenso eingequetscht zwischen den größeren Gebäuden wie das Haus – und genauso eigensinnig. Die alten Bäume standen fest verwurzelt dort. Wir stehen hier schon hundert Jahre, schienen sie zu sagen, wir weichen nicht, nur weil ein Ding aus Stahl und Glas, aus Beton und Kälte seinen Schatten auf uns wirft.

Der Sturm hatte sich gelegt, nur eine sachte Brise war geblieben. Auf einem der Bäume schaukelte, von der Brise angestoßen, eine Katze wie ein großer schlafloser Vogel. Ihre brennenden gelben Augen waren auf Nancy gerichtet. Es war die Blauschwarze, die Königin von Saba.

*Ich weiß alles*, sagte sie durch die Scheibe.

Drunten im Zimmer lauerten die Erinnerungen noch immer in den Schatten, zusammen mit den unbekanntem Wesen der Nacht.

Nancy kroch mit rasendem Herzen zurück ins Bett und zog die Decke über sich. Etwas lag darauf, etwas Schweres. Sie setzte sich noch einmal auf und sah, dass es eine Katze war. Die kleine braune, die gefragt hatte, ob sie eine Nase gejagt hatte.

Sie sagte nichts, schnurrte nur und zuckte ab und zu im Traum mit den Pfoten.

Da fühlte Nancy, wie ihr Herz gleichmäßiger schlug, und sie schmiegte sich an die Katze und spürte ihre Wärme. Diese hier hatte sich Nancy ausgesucht, um bei ihr zu schlafen, diese hier hatte nichts gegen sie. Diese hier vertraute ihr. Sie vertraute ihr, wie das Baby in ihrem Bauch es tat, von dem noch keiner wusste außer ihr selbst. Nancy lächelte und sank wieder hinab in den Schlaf, in wirre Träume, die sie später vergaß.